

# Stückwerk bleibt unser Tun

Von der „Relativität“ der Charismen

Klaus Schatz SJ, Frankfurt a. M.

*„Die Liebe hört niemals auf. Reden aus Eingebung des Geistes, die werden ein Ende nehmen; Sprachengaben der Entrückung, die werden aufhören; hohe Erkenntnis wird nicht mehr gelten: denn Stückwerk ist unser Erkennen, und Stückwerk sind unsere Geistesreden; wenn aber die Vollendung kommt, so wird das Stückwerk ein Ende haben“ (1 Kor 13, 8–10).*

Vielelleicht kann uns die Erfahrung des gegenwärtigen kirchlichen Umbruchs zu einem neuen Verständnis der Rede von der Relativität aller „Charismen“ verhelfen. Es ist dies aber im Grunde die Erfahrung, die sich jeder Betrachtung der Kirchengeschichte oft in bedrückender Weise aufdrängt: die Erkenntnis der Bedingtheit, Zeit-Bedingtheit und sogar Fragwürdigkeit vieler, wenn nicht der meisten konkreten Ausdrucksformen und Gestalten christlichen Glaubens und christlichen Lebens. Was vielleicht einmal als die höchste Ausdrucksform christlicher Heiligkeit galt und gelebt wurde, wird oft später erheblich relativiert, ja vielleicht sogar als in dieser Form fragwürdig, nichtssagend oder als unvollziehbar empfunden. Wie sehr die besonderen „Charismen“, die vielleicht zu ihrer Zeit als unübertrefflich beste Form christgläubigen Engagements galten, doch im Grunde „Stückwerk“, fragmenthafter und tastender Versuch, waren und sind; wie sehr auch all unsere Theologie und unser Reden von Gott (einschließlich ihrem Niederschlag in kirchenamtlichen Dokumenten) im Grunde hilfloses Stottern, „Reden wie ein Kind“ (vgl. V. 11) ist: dies zu erkennen, brauchen wir nicht einmal das Ende der Zeiten abzuwarten. Das offenbart auch schon – was freilich Paulus in der Situation des Anfangs noch nicht wissen konnte – die Geschichte. Die einzelnen Charismen vergehen, nicht erst am Ende der Zeiten, sondern schon im Wandel der Geschichte. Sie machen anderen Ausdrucksformen Platz. Aber sind diese nicht in ihrer Weise genauso fragmenthaft und geschichtlich relativ wie die früheren?

Die Erfahrung der „Relativität“ der Charismen heute: gerade derjenige, der sich bemüht hat, in früheren Formen christlicher Frömmigkeit und kirchlichen Lebens seinen Glauben und seine Liebe auszudrücken, macht diese Erfahrung am eigenen Leibe, und nicht nur in der Begegnung mit der Vergangenheit. Formen, die einmal Ausdruck gelebter Frömmigkeit

waren, fristen oft nur noch eine Randexistenz. Was gestern in Predigt und Verkündigung „Rede aus Eingebung des Geistes“ zu sein schien und vielleicht auch war, kommt nicht mehr an. Die „Geistesgaben“ von gestern versiegen oder sind schon versiegt; und daher die oft nur zu verständliche Angst, unsere Zeit sei überhaupt geistlich nicht mehr ansprechbar, weil bestimmte Formen christlichen und kirchlichen Lebens ihre Anziehungskraft verloren haben. Die „hohe Erkenntnis“ von gestern in Theologie, Zeitanalysen und praktischen Vorschlägen gilt doch oft heute schon nicht mehr viel, ebenso wie die damalige „geisterfüllte Rede“ in Erbauungsbüchern und Predigten. Und auch wenn man sich nicht kurzschnellig jedem modischen Trend in die Arme wirft, auch wenn man sich die nüchterne Einsicht bewahrt, daß durchaus nicht alles wirklich „fragwürdig“ zu sein braucht, was heute allzu lebhaft in Frage gestellt wird: die kirchenamtlich sanktionierten Wandlungen innerer oder äußerer Art, die stillschweigend oder ausdrücklich zugelassene Diskussion über einst selbstverständliche „Wahrheiten“, all das genügt doch, um bei vielen die Frage zu wecken: War denn das Frühere wirklich vergeblich? Hat der Priester oder Laie, der sich mit seiner Kirche solidarisch fühlt, nicht oft mit der ganzen Kraft seiner Persönlichkeit an Positionen festgehalten – festhalten müssen –, mit denen wir uns heute nicht mehr identifizieren können?

Aber täuschen wir uns nicht: was wir heute – vielleicht mit Recht – an neuen Akzenten christlichen Glaubensvollzuges entdecken, die Reformen, die wir zur Zeit im kirchlichen Leben durchführen oder anstreben, all das ist nicht davor geschützt, vielleicht einmal in ähnlicher Weise als einseitig (als „Stückwerk“) betrachtet zu werden, wie für uns heute z. B. die Akzente „einseitig“ sind, die das 19. Jahrhundert in Frömmigkeit und kirchlichem Selbstverständnis setzte. Vielleicht werden kommende Generationen einmal versucht sein, mit einer ähnlichen Überheblichkeit über manche augenblicklichen Versuche zu urteilen, wie wir über viele vergangene kirchliche Lebensweisen lächeln – oder wie umgekehrt der Ultramontanismus des vorigen Jahrhunderts glaubte, die „katholische Aufklärung“ aburteilen zu müssen. Alle unsere konkreten Gestalten und Ausdrucksformen des Glaubens und der Liebe, in Frömmigkeit und äußerer Aktivität, sind so gesehen ebenfalls „Stückwerk“. Und wieviel auch von demjenigen im Leben der Kirche, was keineswegs einfach als Fehlentwicklung abzutun ist, enthüllt nicht im Nachhinein doch seine Relativität und historische Problematik? Alles, was wir tun, entgeht nicht dem Gesetz der Zweideutigkeit aller Geschichtlichen. Führt das aber nicht zur lähmenden Resignation? Gibt es dann überhaupt noch einen konkreten Trend, auf den wir uns ganz einlassen können? Was bleibt bei alldem als bleibend Gültiges, das niemals „überholt“ wird?

Unser Text gibt uns darauf die einfache Antwort: Die Charismen vergehen; die Liebe aber hört niemals auf! Eine Auskunft, die auf den ersten Blick vielleicht allzu knapp und banal erscheinen mag. Versuchen wir sie aber einmal auf dem Hintergrund der ganzen Ausführungen in 1 Kor 12–14 zu verstehen und zu entfalten! Hintergrund des Textes ist das Gegen-einander-stehen der „Charismen“ in der Gemeinde von Korinth, die Versuchung der „Charismatiker“, die eigene Gabe zu verabsolutieren, als das schlechthin Entscheidende und Unüberbietbare anzusehen. Darum liegt Paulus viel daran, die einzelnen Charismen auf die Erbauung der Gemeinde zu beziehen. Und nicht umsonst relativiert er am allermeisten eine spezifische Geistesgabe, die zwar durch ihren mirakulösen Charakter faszinierte und daher allzu leicht als *die Wirkung des Geistes* schlechthin bewundert wurde, die aber unter allen von Paulus aufgezählten Charismen am meisten „zeitbedingt“ war: die Glossolalie, das Reden in fremden Sprachen (vgl. Kap. 14). Das eine Entscheidende, worauf es in den vielen Charismen ankommt, ist der schlichte Dienst in dem einen Leib Christi (12, 12–31); es ist die „Liebe“ in der Nachfolge des Gekreuzigten und Auferstandenen, der in seinem Weggeschenkt-sein für uns das wahre Leben hat; es ist *die Liebe*, die mehr ist als Selbstentfaltung und Ausdruck des eigenen Betätigungsdranges, die nicht an der Erfahrung der Dunkelheiten der Welt zerbricht und nicht durch Enttäuschungen in Verbitterung und Haß umschlägt (13, 4–7): weil sie ihre Kraft sich von Dem schenken lässt, der die Finsternis und Gottesferne der Welt auf sich genommen hat, und in dessen Auferweckung Gott ein für allemal sein Ja zu dieser Welt gesprochen hat. Die konkreten Gestalten der Geistesgaben sind dem Gesetz des Vergehens und des Wandels unterworfen: die spezifischen Charismatiker der ersten christlichen Gemeinden sind eine vorübergehende Erscheinung; und was spätere Zeiten an sichtbaren Ausdrucksformen des Glaubens und der Liebe entwickelten, ist seinerseits ebenso zeitbedingt und wandelbar. Das alles ist gerade für Paulus nicht das Entscheidende. Was bleibt und was vom Geist immer neu in der Kirche erweckt wird, ist *der charismatische Einsatz aus der Kraft des Todes und der Auferstehung Christi*.

Wenn hier auf die „Liebe“ als das eigentlich Gültige verwiesen wird, dann geschieht darum auch nicht eine Flucht aus der Problematik konkreter Entscheidungen in eine vage und allgemeine Gesinnungsethik. Hier geht es um mehr als um den allzu einfachen Trost: Wenn man es nur gut meint, dann ist es schon richtig, auch wenn es sich nachher als falsch herausstellt. Denn diese „Liebe“ ist für Paulus nicht eine allgemeine wohlwollende Gesinnung, sondern durchaus ein „dogmatisch“ gefüllter Begriff: es ist die Hingabe im Dienst an den konkreten Menschen aus dem Glauben an den gekreuzigten und auferstandenen Herrn; es ist schließlich (vgl.

12, 12 ff.) die Solidarität in der konkreten Kirche, in welcher wir berufen sind, uns gegenseitig zu tragen und auch zu ertragen, weil Christus selbst in ihr unsere menschliche Armeseligkeit annimmt und uns trotz allem nicht unserem Schicksal überläßt. In dieser Liebe ist das Fühlen mit der Kirche (*Sentire cum ecclesia*) im Grunde schon einbegriffen – so sehr auch viele Formen dieser „kirchlichen Gesinnung“ zu den wechselnden „Charismen“ gehören, die nicht für immer Geltung behalten.

Vielelleicht kann uns der Blick auf dieses eine Bleibende und Gültige im Wandel der einzelnen Charismen innere Distanz und Gelassenheit schenken – ohne uns in unserem Einsatz für das, was heute zu tun ist, zu lähmen. Gewiß, alle konkreten Werke und Ausdrucksgestalten unseres Glaubens, alle „Formen“, in denen sich christliches und kirchliches Leben darstellt, sind ambivalent; sie sind nie das eigentlich Entscheidende. In diesen „Werken“ ist kein Heil (vgl. 13, 1–3). Aber wo diese Formen in Glaube und Liebe gelebt und realisiert wurden und werden, da ist dieses Sich-einsetzen nicht vergeblich, auch wenn seine konkrete Gestalt einmal als überholt gelten wird. Wo in einer Lebensform echte Hingabe an Christus und sein Werk vorlag, da ist diese Weise des Engagements oder auch des Verzichts keine sinnlose Frustration gewesen. Dann kann man auch gelassen dem Wandel so mancher Dinge zustimmen, mit denen man sich einstmals identifiziert hat, ohne damit den Sinn seines eigenen Lebens in Frage gestellt zu sehen, und auch ohne die Angst, mit dem Sterben geschichtlicher Gestalten gehe das Eigentliche unter. Das Eigentliche, der geisterfüllte Einsatz aus der Liebe Christi, stirbt nicht. „Die Liebe hört niemals auf“. Wir müssen uns gewiß ständig um sie bemühen; aber dieses Bemühen darf auch von der Zuversicht getragen sein, daß der Geist Christi sie, oft in neuen und überraschenden Formen, anders als wir es gewohnt sind, immer wieder in seiner Kirche erweckt.

Diese Einsicht führt zur Gelassenheit. Sie befreit uns von der hektischen Angst und dem im Grunde ungläubigen Perfektionismus, der uns heute allzu leicht befällt, wenn wir krampfhaft und verbissen meinen, die Zukunft des Christentums und der Kirche hänge davon ab, daß wir genau die passenden und richtigen „neuen Formen“ gefunden haben (sei es in der Liturgie, in den kirchlichen Strukturen, in Lebensstil und Berufsbild des Priesters, in der Arbeit der Laien, im Ordensleben oder in welchem Bereich auch immer). Die schlechthin unübertreffliche Lösung, die keine Kehrseite aufweist, gibt es auch im Leben der Kirche nicht. Das Entscheidende liegt anderswo. Nur das Engagement, das in dieser entscheidenden Mitte wurzelt, hat bleibenden Wert, sosehr auch seine konkrete Gestalt immer diskutierbar erscheinen mag. Dieses Wissen kann uns dann auch zur inneren Freiheit und Gelöstheit verhelfen, mit der wir immer wieder neu mit schöp-

ferischer Phantasie nach den vorzüglicheren Charismen“ streben (12, 31), also nach dem, was gerade heute der Sache des Evangeliums Christi am meisten dient. Es schenkt uns weiter den Mut, gerade darin die eigene Endlichkeit und Geschichtlichkeit auch im Bereich des kirchlichen und religiösen Lebens zu bejahen. Nur in der Annahme der eigenen „Relativität“ unserer Existenz und unserer Werke tun wir das bleibend Gültige. Und in dieser gelassenen Annahme des fragmentarischen und vorläufigen – wenn man will, „problematischen“ – Charakters alles dessen, was wir tun, drücken wir die Hoffnung auf *die* Vollendung aus, in welcher allein „das Stückwerk ein Ende haben wird“.

## Geht das paulinische Christentum zu Ende?

Franz-Josef Steinmetz SJ, München

Die folgenden Zeilen sind nicht im Sinne einer Verteidigung des Apostels Paulus gemeint – auch wenn sie zum Teil so aussehen mögen. Paulus braucht keinen Advokaten, zumal er ausdrücklich erklärt hat: „Mir ist es völlig gleichgültig, ob ihr oder sonst ein menschliches Gericht über mich urteilt. Ich urteile ja auch nicht einmal über mich selbst. Denn ich bin mir keiner Schuld bewußt. Doch darin besteht meine Rechtfertigung nicht! Der Herr ist es, der über mich urteilt“ (1 Kor 4, 3–5). Die wieder neu entbrannte Auseinandersetzung um Qualität und Aktualität paulinischen Christentums legt es jedoch nahe, wenigstens einige Aspekte zu ergänzen, die dabei unglücklicherweise unterschlagen werden, sehr zum Schaden einer wirklich fruchtbaren Diskussion.

Zweierlei bitte ich dabei durchgehend zu beachten: 1. daß immer schon der es schwerer hatte, der nicht über die simplere Parole verfügt. Geduld ist also jedenfalls vonnöten. 2. Ich schreibe nicht als Exeget für Kollegen, sondern als Seelsorger für Christen. Der Wert alles Geschriebenen ist relativ in bezug auf den Leser.

### Im Kreuzfeuer der Meinungen

Daß Paulus immer schon heftig umstritten war, weiß jeder, der die polemischen Abschnitte in seinen Briefen nicht überhört hat. Es erging ihm nicht